

(Nachdruck verboten.)

19)

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

„Nachher ist's recht,“ sagte sie und stand auf. Er wollte es auch thun, blieb aber in kniender Stellung vor ihr und schaute mit halbgeschlossenen zuckenden Augen zu ihr empor.

„Heb' Dich, Büberl!“ rief sie schneidig, „heb' Dich und merk' Dir's, mit ledern Dirndeln ist's nicht gut Krebsen essen.“ Dann wurde sie ernsthafter und fuhr fort: „Mußt aber nicht glauben, Friedel, daß ich jedem Burschen so nachlauf', wie Dir. Ich weiß recht gut, was ich werth bin, aber Du gefällst mir und hast mir schon lang' gefallen. Du hättest mich nicht angesprochen, bis zum jüngsten Tag nicht. So lang' mag ich nicht warten. Ich sag' Dir's trutz, Friedel, ich hab' Dich gern.“

Der Friedel — der sanfte Friedel — sprang auf und riß sie stürmisch an seine Brust.

„Oho!“ rief sie und schob ihn kräftig zurück. „Ich bin stark genug, daß ich mich vertraue und bin stark genug, daß ich mich ernehre. Ein Bußel für diesmal und gut ist's.“

Und gut war's.

Es ist nicht zu beschreiben, mit welchen Empfindungen der Friedel seines Weges ging, nachdem die Furchenbauern-Tochter mit ihrem Korbe umgekehrt war. Hundertmal war er stehen geblieben und hatte nach ihr umgeschaut und sie war doch längst nicht mehr zu sehen. Er schlug sich die Faust auf die Brust und sagte mit unerhörtem Nachdruck: „Die wird mein Weib!“

Dann ging er ruhig die rauschende Sandach entlang, kletterte dort, wo der Weg zerrissen war, flink an den Hängen hin, kam stillvergnügt heim, und das frohe Leuchten seiner Augen beglückte Vater und Mutter. —

Wie sehr that dem bekümmerten Jakob das Glück der Kinder wohl! Er dachte nicht allein an die seinen erwachsenen, sondern auch an die fremden kleinen, die völlig aufsichtslos in der Gegend umherliefen.

Im Altenleuthäusl des Grubbauernhofes, dort, wo der Donnersgrabenbach zur Sandach stößt, war früher die Schule gewesen. Die Bauern hatten den Schullehrer — der letztere war in Ermangelung eines besseren ein ausgedienter Feldwebel gewesen — selbst versorgen müssen, sie hatten ihm kein Geld gegeben, sondern ihn mit Lebensmitteln ausgerüstet. Die Auswanderungspest hatte auch diesen Feldwebel hinweggerafft. Er verdingte sich in eine Eisenhütte als Kohlschlepper, da gab es Geld. Zwar mußte er es wieder ausgeben und mehr als er hatte, so daß aus dem Gelde Schulden wurden. Aber Baargeld in die Hand kriegen und mit Baargeld umherwerfen, Kleider nach der Mode tragen und Sonntags mit silbernen Uhrketten den seinen Herrn spielen, für diesen Krämer Spaß und solches Gefengestunler opferten sie ihre frische freie Luft, ihre Kraft, ja ihr Leben. — Am die Altenmooser Schule kümmerte sich keine Behörde mehr. Die Bergbauern leisteten zwar ihre Steuer auch für die Schule; doch um des Bauern Geld erbaut man in den Städten Schulpaläste, Bilderäle, Komödienhäuser. In den Gebirgen oft weit und breit keine Schule. Dann wirft man dem Bauer vor, daß er roh und ungeschult ist, spottet seiner und benachtheilt ihn. Bauer! Wenn Du Dir selbst nicht mehr helfen kannst, dann ist es aus mit Dir.

Jetzt, da es so stand zu Altenmoos, war der Pechölbrenner-Naz herfürgegangen aus seinem Donnersgraben und hatte dargehan, daß er die Buchstaben kenne, ja viele derselben sogar mit Kreide an die Wand zu schreiben wisse, auch die Ziffern, und ob er diese merkwürdigen Künste nicht den kleinen Leuten beibringen dürfe, so lange sie noch zu schwach wären, andere Arbeiten zu betreiben.

So hatten die wenigen Altenmooser Kinder wieder einen Schullehrer, und einen gar lustigen! Er saß mit ihnen an Sommertagen gerne unter dem Ahornbaum, welcher vor dem verfallenen Wegerer-Hause stand, oder er ging mit den Kindern am Bache entlang, am Waldrain hin und sprach zu ihnen über Bäume und Blumen und Wasser und Stein und Thiere, und erzählte alles, was er von solchen Dingen wußte. Der

alte Naz war auf einem Ohr schwerhörig. Er hörte — sagte er zu den Kindern gern — mit demselben Ohr nur der Leute Reden nicht immer ganz genau, besonders das Zischeln und Munkeln und Tratschen nicht, gottlob! Hingegen höre er etwas ganz anderes. Sein Ohr — es war das rechte — habe wunderlicherweise die Gabe, Thiersprachen zu verstehen, die von anderen Leuten nur für Wellen oder Bläsen oder Zwitschern gehalten würden. Wenn die Menschen wüßten, was der Zugochs, oder der Kettenhund oder andere über sie sprächen! Zum Herzabdrücken wär's!

Eines Tages führten mehrere Knaben den Naz hinab zu den Bacheschen. Dort hatten sie Vogelfanghäuseln aufgestellt und der Naz sollte auch mitthun. Da hatten sie aus Stäben viereckige Häuschen so gezimmert, daß zwischen den Stäben Fugen blieben, durch welche man ins Innere sehen konnte. Das kaum einen Gevierfuß weite und einen halben Fuß hohe Häuschen hatte über sich einen Falldedel, der durch ein Stänglein zur Hälfte aufgespreizt werden konnte. Dann ruhte diese Spreize mit dem unteren Ende auf einem sehr leicht beweglichen Querbrettchen, welches mitten im Häuschen waagrecht gespannt war. Auf dieses Querbrettchen waren Hanfskörner oder Brotkrümchen oder anderer Köder gelegt. So war die Vorrichtung nun ins Gebüsch oder auf den Baum gestellt. Kam der Vogel geflogen, um den Köder zu picken, so mußte er sich auf das Querbrettlein setzen, in demselben Augenblick fiel die Spreize, der Deckel klappte zu und der Vogel war gefangen.

Als sie nun zu den Eschen kamen, erhoben die Knaben ein Freudengeschrei, in einem der Fanghäuschen flatterte ein herziges Rothkehlchen.

„Wie es lustig hüpfst und singt!“ rief einer der Knaben, denn das Thier flatterte angstvoll hin und her im engen Raum und zwitscherte erbärmlich.

Der Naz kletterte auf den Stamm. „Muß ich doch wissen, warum Du gar so lustig bist!“ sagte er und hielt sein rechtes Ohr an das Häuschen. Mit dem Zeigefinger winkte er: „Pst! sie sollten ruhig sein! — Und that, als horchte er dem Thiere.“

„Das ist jetzt eine schöne Geschichte!“ sagte er. „Dem Vogel ist's nicht recht da drinnen.“ Dann horchte er wieder. — „Armer Kerl!“ rief er endlich und zu den Knaben gewendet:

„Er klagt und weint, daß sich ein Stein kommt erbarmen. Sein Weibchen, sagt er, sitze im Nest bei den Jungen, er sei ausgestiegen, Körner und Käfer zu suchen, um seine lieben Leute zu speisen. Und jetzt sei er in dieses Unglück gerathen und die Seinen müßten verhungern und verderben.“

„Auslassen, auslassen!“ schrie einer der Knaben.

„Siehst du!“ rief der Naz gegen den Vogel gewendet, „siehst du, wie du Glück hast! Sie wollen dich auslassen. Sind ja lauter brave Jungen, die ein Herz im Leib haben für ein armes liebes Vögel.“

„Auslassen, auslassen!“ schrien jetzt alle. Der Naz hob den Deckel und der Vogel flog wie ein Pfeil in die freie Luft.

So trieb er's. Und einmal kam's besonders seltsam. Er ging mit mehreren Kindern über den Reuthofer Grund. Und als sie am Schachenrain waren, hörten sie, wie eine Wachtel ihr: „Zizwi! Zizwi!“ schrie. Die Knaben tauschten und riefen: „Hörst Du? Der Vogel sagt: Siehst mich nit! Zuch, jetzt verstehen auch wir den Vogel.“

Bald darauf zwitscherte eine Schwalbe. „Was sagt sie?“ fragten die Kinder den Naz. Bevor dieser noch den Mund aufthat, trillerte die Schwalbe frisch und klar: „Thut's sparen! Thut's sparen! Als ich fortzog im Herbst, sind alle Kisten und Kästen voll g'west; im Lenz, als ich wiederum kam, ist alles vertrittschelt, vertratschelt!“

Der Naz war verblüfft, denn er hörte die deutlichen Worte des Vogels nicht allein mit dem rechten, sondern auch mit dem linken Ohr, und was er den Kindern sonst nur vorgefabelt, das hörte er jetzt selbst, ihm ward der Vögel Sprache kund! — Im Haselgebüsch schlug eine Amsel, sie schlug hell und munter, daß es weithin gellte in der sonnigen Luft, und ihr Sang ging plötzlich in die Worte über: „Folgt's ihm, Kinder, folgt's ihm, folgt's ihm! Der Naz ist ein braver Mann! Ist ein braver Mann!“

Freilich ging dem Naz jetzt ein Licht auf, er erkannte die Schelmentkunst des Luschel-Peterl, der im Gesträuche verborgen war, hütete sich aber, die Kinder darüber aufzuklären.

Diese erzählten es daheim, die Vögel thäten singen: Der Naz ist ein braver Mann!

Auf solche Weise wurde der Pechöl-Naz immer mehr der Mittelpunkt der kleinen armen Kinderwelt zu Altenmoos. Manchmal, wenn das behendige Männlein auf einem Steine oder auf dem grünen Rasen saß und die Kleinen sich im Kreise versammelten, erzählte es alte Geschichten, und wie es vor Zeiten zugegangen war in Altenmoos, wie die Leute gelebt und gearbeitet hatten und für einander eingestanden waren in aller Freund- und Noth; sang unter Zitherbegleitung sogar Lieder, wie sie die Vorfahren gesungen, und die Kinder sangen mit und waren voller Fröhlichkeit.

Da geschah es auch, daß der Jakob — der schon etwelche graue Haare auf dem Haupte trug — mitten unter den Kindern saß und horchte und mitthat und dann brütend in sich versank. Wie dieser Mann, schwerer Sorgen voll, zu altern begann, so ward der Pechöl-Naz wieder jung. Hatte er doch lauter frische, frohe Jugend um sich, und Jugend auch in der Erinnerung an sonnige Zeiten. Er war immer arm und verborgen gewesen, und wie sein Ohr taub war gegen schlimme Red', hingegen der Vögel Sang verstand, so war sein Auge stets blind gewesen für das Elend der Welt und hatte nur das Anmuthige und Erfreuliche gesehen. Er sah auch jetzt den Untergang nicht, er sah das Ausleben. An den Ruinen der Häuser ging er gedankenlos vorüber, an den jungen Lärchen- und Fichtenbeständen freute er sich und sagte: Das wird einmal ein schöner Wald! Je weniger Menschen sich fanden in Altenmoos, desto mehr sah und hörte er Gervogel, Gase und Rehe, im Wasser Forellen, in den Höhlen Füchse, Marder und anderes Gethier. Das kam ihm lustig vor. Der Naz behauptete, daß vor Jahren eines seiner Weiber ihm schon einmal graue Haare ausgezupft hätte, jetzt aber wären alle wieder schier schwarz. Wenn es so fortginge, so müsse er nochmals an eine Paarung denken, aber an eine klügere, als die früheren gewesen; es frage sich jedoch, ob es unter den zwanzigjährigen Mädchen eines gebe, das für ihn munter genug wäre.

Die Liebe ist da!

So stand zur stillen heiligen Hoffnung des Jakob eine neue Jugend auf in Altenmoos. Und in den Reuthof zog fast gewaltsam die Liebe ein.

Eines Sommersonntages war der Jakob wieder einmal nach Sandeben gegangen. In Altenmoos waren die Handwerker abgekommen, so mußte man Kleider, Geräthe und Werkzeuge in Sandeben machen lassen. Jetzt sollte auch in Altenmoos Baargeld sein und um solcherlei hatte sich der Reuthofer zu bekümmern an Sonn- und Feiertagen, da er sonst in seiner alten Bibel sich zu erbauen pflegte und frohe Sonntagsruhe gehalten hatte.

Diesmal waren auch sein Weib und der Friedel mit nach Sandeben gegangen, erstere, weil das Fest der heiligen Dreifaltigkeit war, letzterer, weil er draußen in Sandeben etwas Liebes wußte. Er bewahrte seine Liebe zur Iderl als tiefstes Geheimniß und hatte keine Ahnung, daß sie aus seinen munteren Augen leuchtete, aus seinem hellen Zauchzen hinausklang in die schöne Gotteswelt. Der Jakob und die Maria blickten sich manchmal verständnißvoll an. Furchenbauer's Ida! Sie hätten nichts dagegen, wenn's einmal so weit kommen und der Friedel ein junges Weib heimführen wird in den Reuthof. Wenn der Friedel gleichwohl nicht Jakob heißt, so soll er daß seinen ersten Bubens so heißen, denn die Jakobe dürfen nicht abkommen in diesem Hause.

Da sich an diesem Tage auch die paar Diensthoten zerstreut hatten, theils ebenfalls in der Kirche, theils bei der Heerde auf der Weide waren, so fand sich die Angerl allein daheim, um das Haus zu hüten. Sie verriegelte die Thür, kniete an den Tisch hin und hielt still und fromm ihre Sonntagsandacht. Sie sprach den „goldenen Rosenkranz“. Weil sie ganz allein war, so faltete sie recht herzlich die Hände, schaute mit ihren treuen unschuldigen Augen zu den Bildnissen des Hausaltars auf und betete: „Jesus mein' Lieb', Maria mein' Hoffnung, Josef mein' Ehr', Joachim mein' Fürbitt, Anna mein' Helferin! Steht uns bei in der Noth, jetzt und auch in dem Tod, Jesus, Maria, Josef, Joachim und Anna!“

Zu den offenen Fenstern leuchteten die gegenüberliegenden sonnigen Waldblethen in die Stube, eine Hummel läutete zu einem Fenster herein, zum anderen hinaus. Es war ein heiliger Frieden ringsum und das Mädchen betete.

Plötzlich schlug draußen der Kettenhund an.

„Geld oder Blut!“ rief es und am Fenster erschien der Braunkopf eines jungen Burschen.

„Ja freilich,“ lachte die Angerl auf und verhüllte keusch ihre Andacht, „der mich erschrecken wollt', der müßt' ein anderes Ausgesehau haben wie Du.“

Der junge Florian Güttenmauser sah in der That nicht so aus, als ob die feinen Dirndeln vor ihm davonlaufen müßten.

„Den Kettenhund kunnt'it just loslassen,“ sagte nun der Bursche. „Fünf Junge im Kobel! So eine Familie haben und an der Kette hängen! Was wolltest Du dazu sagen?“

„Laß ihn nur los,“ sagte sie.

„Ich bedank' mich,“ antwortete er. „Wir zwei stehen nicht ganz gut miteinander, der Balbl und ich. Aber das magst mir glauben, so lang' das Bich nicht ledig ist, giebt's keine Ruh' in der Nacht. Es bellt nur an der Kette.“

„Ja freilich, Dich wird sein Wellen irren drüben beim Güttenmauser!“

„Drüben nicht, aber herüber,“ sagte der Florian, „und jetzt sei so gut, Angerl, und mach die Thür auf.“

„Nein, mein Burschel,“ versetzte sie, „die Thür mach' ich nicht auf.“

„So steige ich beim Fenster hinein.“

Sie nahm die breite Holzart von der Wand, hielt dieselbe gegen das Fenster und sagte mit drohender Geberde: „Sobald Du den Kopf hinein steckst, purzelt er unter den Tisch hinab!“

„Ist schon recht,“ antwortete er, „ich will mich just einmal von Dir köpfen lassen.“

Er schwang sich, steckte den Kopf herein, stemmte den Arm nach — ein Ruck und der junge hübsche Kerl stand in der Stube. Dort war sein erstes, daß er die Art nahm und mit dem Daumen ihre Schärfe prüfte. „Hat eine gute Schneid“, sprach er, „aber weißt, Dirndel, ich hab' eine noch bessere.“

„Jetzt, daß Du nicht umsonst hereingestiegen bist,“ sagte die Angerl und kniete mit der Rosenkranzschmuck wieder an den Tisch, „jetzt müßt Du mir beten helfen.“

„Betet? Das kann auch jedes allein.“

„Zwei richten mehr aus als eins.“

„Das wohl. Aber nicht beim Beten.“ So antwortete der Bursche und legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Ah, wohin willst denn mit mir fahren, daß Du mir ein so schweres Halsjoch anlegst?“ fragte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Morgen, Mops!

Vor Jahr und Tag lief durch alle gutgesinnten Zeitungen die Beschreibung eines Stalles, den eine Königin für ihre Hunde erbaut. Der begeisterte Sänger konnte sich gar nicht genug thun in der Schilderung, ein wie herrliches Leben diese auserkorenen Vierfüßler führten. In hellen, hohen Gemächern, die von Marmelstein gleißten, wohnten sie, jeder habe sein eigenes Bettchen, für jeden werde extra gefochet, und wenn einer stirbe, werde er in einem schönen Pack begraben, unter uralten Bäumen, und sein Bild komme in die hündische Ahnengallerie.

Ungefähr zu derselben Zeit brachten dieselben Blätter die Nachricht, daß alle Morgen hinter der Berliner Zentral-Markthalle ein Auflauf entstehe, hervorgerufen von Arbeitslosen, die sich um die halbverkauften Aepfel raufen, welche die Hallenhändler in den Minutten geschüttelt.

Ich weiß nicht, ob damals diesen Hungernden und Frierenden die Beschreibung des ausländischen Hundeparadieses unter die Augen gekommen. Gut wäre es jedenfalls gewesen; denn überzeugender hätte ihnen die Gerechtigkeit der heutigen Weltordnung wohl nicht bewiesen werden können.

Die Welt hat sich seitdem gedreht. Und was vor Jahren nur im Ausland möglich schien, hat heute auch im theueren Vaterlande begeisterte Anhänger und Lobfänger gefunden. Mögen auch noch einige feinnäsige Zeitungsbesitzer verärgert behaupten, die Hauptmann'schen Dramen rächen nach Hundebrot, so ist es doch zur unbestreitbaren Thatsache geworden: „Tout-Berlin“, Ganz-Berlin steht im Zeichen des Hundes, und „Halb-Berlin“ selbstverständlich auch. Endlich hat man ein würdiges Objekt gefunden, auf das man all seine Liebe, all seine Bärtlichkeit, die ganze Fülle des Wohlwollens und Mitleids wenden kann. Nicht mehr wird fernherhin die Langeweile spinnen in den hohen Palästen, Villen und Prunkgemächern: Pünsher ist's Panier und soll es bleiben.

Wie alle Blüten der Zivilisation, ist der Kultur-Mops und Favorit-Hund nicht auf einmal über Nacht gekommen. Schon die ältesten Geschichtsquellen erzählen von Seidenhündchen, die von und in Frauenzimmern wohl gelitten waren. Aber damals hatte man

noch einen robusten Naturgeschmack, man gab etwas aufs Fell und vertieg sich höchstens in der strengsten Kälte zu einem wärmenden Decken. Im vorigen Winter sah man in den Straßen Berlins schon ehrbare Mäpse, angethan mit Stehträgen und schwarzen Halsbinden; und sie stiegen daher wie Honoratioren und Respektspersonen. Aber die höchste Blüthe war das auch noch nicht. Die ist erst vor kurzem aufgebrochen. Und von ihr singen und sagen die Chronisten also:

Der echte Kulturhund darf nicht zu groß und nicht zu klein sein; die Rasse spielt keine Rolle. Er besitzt sein eigenes Zimmer, das an das Boudoir seiner Herrin grenzt. Selbstverständlich schläft er in seinem eigenen Bettchen und hat sein eigenes „Nachtzeug“. Hat er genug geschlafen, dann drückt er mit dem linken Vorderfuß an die elektrische Klingel. Sofort erscheint seine Kammerzofe. Sie wünscht ihm einen guten Morgen, hebt ihn aus dem Bette, wäscht, kämmt und frisirt ihn. Dann schlüpft der Herr Hund in die Hauskleider, die Filzpantoffeln, und nimmt sein Frühstück ein. Darauf wird er wieder gewaschen, aber nur um das Schnäuzchen herum. Nun erscheint seine Herrin, um mit ihm zu spielen. Erst thut er mürrisch, bald aber wechselt seine Stimmung, und er frisst Zucker, soviel er nur hinunterbringen kann. Davon muß er husten, und der Schrecken ist groß. Schon will man nach dem Arzt schicken. Da klingelt es draußen. Es ist der Schneider und er mißt dem Hunde Hofen und mißt ihm Westen an. Ein Laufmädchen kommt angebetet und bringt in einem Karton ein mit Spizen besetztes Schlafmäntelchen. Bello ist zufrieden, seine Herrin auch. Während sie sich zurückzieht, um sich zur Ausfahrt anzukleiden, wird Bello in seinen Promenadenanzug gesteckt. Er strampelt mit den Beinen, wird aber ruhiger, als sein Mundloch erscheint. Der liest ihm eine lange Liste leckerer Speisen vor. Ab und zu murrst der Hund, und das ist das Zeichen, daß er das betreffende Gericht wünscht. Wieder erscheint die Herrin, Bello werden zierliche Lederstiefelchen angethan, der Wagen fährt vor. Zuerst geht's in die Läden, dann zu Bekannten. Wo man niemand zu Hause trifft, werden Karten abgegeben. Auch für den Herrn Hund eine. Sie lautet: Bello, Mops. Am Nachmittag kehrt man nach Hause zurück. Bello nimmt das Diner in Gegenwart seiner Herrin ein. Dann geht er in sein Zimmer und legt sich auf sein Sopha, auf seinem Kopfstücken steht in Seidenstickerei: „Schlummere süß“ oder „Zum Geburtstag“.

In's Theater darf Bello leider noch nicht mit. Die Theaterdirektoren sind noch zu altväterlich. Hoffentlich bessern sie sich. Dafür wird Bello von befreundeten Mit-Kultur-Hunden eingeladen, zu Soupers, Ballen und Reunions, welchen Einladungen er mit der walschelnden Grazie eines Kommerzienrathes nachkommt. Schlafen geht Bello pünktlich mit seiner Herrin. In seinem Gemach brennt ein mattes Nachtlicht. Und erst, wenn er die Augen zugeedrückt, entfernt sich leise seine Zofe . . .

Dieser unter unserer Bildungs- und Besizerkne einreisende Hundekultus kann als ein sehr sinniger betrachtet werden, wenn anders das Wort noch Geltung hat: Sage mir, wen und was Du liebst, und ich werde Dir sagen, was Du bist. Aber einige Uebelstände wird er doch im Gefolge haben.

Gigerl! Menschenskind! Wer wird Deiner noch achten, wenn erst das Hundeviehchert die allgemeine Werthschätzung erlangt? Und Ihr, fettumblähte Tenoristen, Ihr mähnenumflatterten Saitenreißer und Klaviertrommler, seht Euch ja vor, der Kulturhund geht um! — — —

Ueber die Verwaltung der Stadt London

werden in der „Allg. Ztg.“ einige bemerkenswerthe Angaben gemacht. Die Selbständigkeit ist den Bürgern Londons so über alles theuer, daß sie zu ihrer Ueberwachung einen besonderen Beamten, den City-Remembrancer angestellt haben. Der City-Remembrancer hat nichts anderes zu thun, als jeden im Parlament oder an anderer Stelle auftauchenden Vorschlag oder Gesekentwurf, welcher die Vorrechte der Cityverwaltung bedrohen könnte, durch seinen Einspruch sofort zu beseitigen. Die althergebrachte Stadtverwaltung erstreckt sich alles in allem nur über 257 Hektar mit nicht ganz 60 000 Einwohnern. Dieser Theil Londons bildet im eigentlichen Sinne des Wortes die Korporation der City of London. Um dies Weltstadtherz herum lagen sich im organischen Anschluß die verschiedenen Londoner Vorstädte und Vororte. Sie bedecken einen Flächenraum von alles in allem 443 421 englischen Acres (= 19 585,5 Hektar), und sind die Wohnstätte von 5 690 000 Einwohnern. Jeder dieser Vororte hat sein eigenes Rathhaus, seinen eigenen Bürgermeister und seine eigene Stadtverwaltung. Das erste Glied, gleichsam die Urzelle im Organismus der City-Verwaltung, bilden die wards oder alten Londoner Stadtbezirke. Ihr Ursprung reicht bis weit in die alte Normannenzeit zurück. Schon bald nach Wilhelm dem Eroberer (1066—1087) zerfiel London in vierundzwanzig solcher wards, zu denen später durch Theilung noch ein fünfundzwanzigster und infolge der bald darauf erfolgten Einverleibung des südlich von der Themse gelegenen Fleckens Southwark noch ein sechsundzwanzigster Stadtbezirk hinzukam. Die sechsundzwanzig wards sind in mehr als zweihundert Wahlbezirke eingetheilt. Jeder dieser Wahlbezirke schickt einen Common councilman in das Londoner Rathhaus, also einen Vertreter, welcher, wenn auch nicht ganz genau, so doch im großen und ganzen die Bejuguiffe eines deutschen

Stadtverordneten besitzt. Außerdem wählt jeder Stadtbezirk einen Alderman auf Lebenszeit in den Gemeinderath, also das, was man bei uns in Deutschland Stadtrath nennt. Alle diese Wahlen sind vollkommen frei. Sie bedürfen keiner Bestätigung weder von seiten eines Ministers, noch von seiten der Krone. Aus den Aldermännern und den Common councilmen setzt sich dann weiter eine Art Bezirksrath (wardmote) für gewisse kommunale Angelegenheiten zusammen. Obgleich die Londoner Stadtverordneten-Versammlung 206 Mitglieder zählt, genügen doch schon 40 Mitglieder, also noch nicht ein volles Fünftel der Gesamtzahl, für ihre Beschlußfähigkeit. An der Spitze aller städtischen Körperschaften steht der Oberbürgermeister oder Lordmayor von London. Im Gegensatz zu den Aldermännern, deren Aemter bloße Ehrenämter ohne jede Vergütung von seiten der Stadt sind, bezieht der Lordmayor ein Gehalt von 200 000 Mark jährlich; dazu stellt ihm die Londoner Bürgererschaft eine vollkommen eingerichtete Amtswohnung und den freien Gebrauch der städtischen Equipagen zur Verfügung. Dennoch würde man sehr in der Annahme irren, daß ein Lordmayor von London während seines Amtsjahres irgend welche Ersparnisse machen könne. Zweimalhunderttausend sind in der großbritannischen Metropole, wo man nach Pfunden und nicht nach Mark rechnet, erst zehntausend. Bis jetzt ist noch kein Londoner Lordmayor bei den vielfach an ihn gestellten, höchst kostspieligen gesellschaftlichen und Repräsentationspflichten aus dem Mansionhaus ohne Zusatz eines guten Theiles seines eigenen privaten Einkommens oder Vermögens geschieden. Deshalb können auch nur sehr reiche Leute dieses höchste Ehrenamt der Stadt London übernehmen, und schon mancher der Erwählten hat es wegen der großen Kosten vorgezogen, die mit einer Ablehnung der auf ihn gefallenen Wahl verbundene Buße von 1000 Pfund Sterk. (20 000 M.) zu zahlen. Aus dem Obigen ergibt sich, daß der Amtsbezirk des Lordmayors von London sich auf die innere Stadt beschränkt, so daß der größere Theil des ganzen London gesetzlich und offiziell eigentlich nicht zu London gehört. Die Verschiedenheit der Einzelverwaltung in den verschiedenen Theilen der Stadt hat man durch den sogenannten „County council“ auszugleichen versucht. Der County council entspricht einigermaßen den preussischen Provinzial-Landtagen. Ähnlich wie aus Berlin hat man aus London seit dem Jahre 1888 ein besonderes Verwaltungsgebiet oder Verwaltungsland (administrative country) gebildet; es umfaßt 694,6 Quadratkilometer. Der County council der Stadt London hat alle die Befugnisse, welche der Lordmayor und die ihm zur Seite stehenden Stadtbehörden nach Ortsverhältniß und bestehender Ortsverfassung auszuüben nicht imstande sind. —

Kleines Feuilleton.

— Abgefertigt. Der Sophist Sidonius, der einst in Athen Weisfall fand, hielt sich selbst eine Lobrede, die darauf hinauslief, daß er in jedem philosophischen Systeme bewandert sei. Und so prahlte er: „Aust mich Aristoteles in das Lyceum, ich folge; Plato in die Akademie, ich komme; Zeno in die Stoa, ich bin da zu Hause; Pythagoras, ich schweige.“ Da erhob sich der Philosoph Demonax aus der Mitte der Zuhörer und sagte: „Heda, Sidonius, Pythagoras ruft Dich!“ —

— Das Taschentuch bei den Alten. Die alten Griechen und Römer hatten kein „Schnupstuch“ in unserem Sinne, sondern nur ein Tuch, das sogenannte „sudorium“, womit sie sich den Schweiß von der Stirne trockneten. Es wurde gewöhnlich in einer Falte der Tunika oder lose um den Hals geschlungen getragen. Die athenischen und römischen Stutzer brachten die Mode auf, ein solches „sudorium“ in der Hand und ein anderes im Gürtel zu tragen. Aber auch sie brauchten sie beiseite nicht, wie wir heutzutage unsere Taschentücher benutzen, denn dies galt als sehr unanständig, und nur Kindern und ganz alten Leuten wurde es verziehen, wenn sie sich coram publico die Nase säuberten. Eine Dame, die öffentlich erschienen wäre und das Bedürfniß verrathen hätte, sich die Nase zu yugen, würde alle Achtung verloren haben. Der Umstand, daß eine Frau genöthigt war, ein Schnupstuch zu benutzen, konnte für den Ehemann Scheidungsgrund sein. In Rom vergewifferte sich ein junger Mann, der auf die Freierschaft ging, sorgfältig, ob seine Angebetete auch ihrer Nase mächtig wäre und sie keine Neigung zum Schnupfenfieber hätte. —

— Zu den eindruckvollsten Naturerscheinungen gehört die Fluth, wie sie sich an der Mündung des Lien-tang-kiang in die Bucht von Hang-tschou in Ost-China zeigt. Diese Springsfluthwelle entsteht dadurch, daß das mit großer Geschwindigkeit steigende Wasser aus dem tiefen Meere plötzlich in die flache Flußmündung eintritt. Die Beobachtungen haben gezeigt, daß während des Heraunnehmens dieser Fluthwelle oberhalb derselben noch ein starker Ebbestrom herrscht, wodurch der Kamm dieser Woge nur noch steiler wird. Man denke sich eine wallähnliche Wassermasse von fast 3 Meter Höhe unvermittelt mit einer Geschwindigkeit von mindestens 60 Metern heranbrausend. Eine regelmäßige Schiffahrt wird auf diesen Gewässern dadurch natürlich ganz unmöglich. Es kommen sogar Springsfluthwellen von 5 Meter Höhe vor. Das Geräusch der sich heranzwälzenden Fluth ist aus weiter Entfernung sehr eigentümlich, etwa wie eine entfernte Brandung, ein fortwährendes, ziemlich gleichmäßiges Klauschen, das nur gelegentlich von

ein em besonders lauten, aber dumpfen Ton abgelöst wird. Beim Vorüberziehen der Welle giebt der Lärm dem Getöse des Niagarafalles nur wenig nach. Für die Chinesen ist diese gewaltige Naturerscheinung ein Gegenstand des Aberglaubens. Wenn eine besonders hohe Fluth erwartet wird, so versammelt sich alles Volk mit den höchsten Behörden an der Spitze auf dem riesigen Deich und sucht durch Gebete und durch Hineinwerfen von Opfern in den Strom den erzürnten Gott der Gewässer zu besänftigen. —

Literarisches.

— Brentano, Dr. Lujo, Professor an der Universität München. Die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Fragen der Zeit. München 1897. G. H. Beck'sche Buchhandlung. 23 S. N. 8°. Preis 40 Pf.

Was Brentano als Kritik des wirtschaftlichen Liberalismus, der dieser zur Eröffnung der Thätigkeit des sozialwissenschaftlichen Vereins von Studierenden an der Universität München gehaltene Vortrag gewidmet ist, beibringt, ist im wesentlichen richtig und lesenswerth. Aber sonst giebt er selbst der Kritik zahlreiche Blößen. Wenn er von dem selbstlosen Interesse spricht, das die Studentenschaft heute den öffentlichen Angelegenheiten entgegenbringt, so ist das wohl dem Publikum, vor dem er den Vortrag hielt, zu gute zu halten. Wir haben nur bedenkliches Wachsthum des Streberthums in der Studentenschaft beobachten können. Behmüthig klingt die Klage, daß er „sehr begabte junge Leute aus sehr guten Familien mit Begeisterung sogar zur Sozialdemokratie übergehen sah, obwohl sie dadurch von ihrer ganzen Familie sich zu trennen genöthigt wurden.“ Charakteristisch für die Unkenntniß unserer Bewegung bei einem Universitätslehrer, der die Arbeiterbewegung zu seinem Spezialstudium gemacht hat, ist der Satz, daß die Arbeiter „heute auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens die Verstaatlichung der Produktionsmittel verlangen, ohne Rücksicht auf die Schädigung, welche daraus den Interessen der Gesamtheit erwachsen würden“. Weiß denn der Hofrath Brentano nichts von der Debatte über „Staatssozialismus und revolutionäre Sozialdemokratie“ auf dem Berliner Parteitag vom Jahre 1892, durch die wir entschieden gegen den Staatssozialismus Stellung nahmen? Unserer Meinung nach hat dieser Vortrag, dessen Inhalt ja durch die Zeitungen mehr oder minder schon bekannt war, eine selbständige Veröffentlichung nicht verdient. —

Erziehung und Unterricht.

h. s. Ueber den Einfluß des Alkoholismus bei Eltern auf die Gesundheit der Kinder hat Professor Bourneville, Arzt des Krankenhauses Bicêtre in Paris, einige interessante Beobachtungen gemacht. Die Trunksucht der Eltern spiele bei der Hervorbringung degenerirter, idiotischer, epileptischer, geisteschwacher und moralisch verkommenen Kinder eine hervorragende Rolle. Auf Veranlassung des Bureaus der „französischen Gesellschaft für öffentliche Medizin und Gesundheitspflege“ habe er 1000 anormale Kinder aller Kategorien untersucht, welche innerhalb der Zeit von 1880—1890 im Bicêtre eingetreten waren. Bei 171 ließ sich über die Entstehung ihres Leidens nichts Bestimmtes ermitteln. Dagegen war von 471 Kindern der Vater trunksüchtig, von 84 die Mutter, von 65 Vater und Mutter; nur bei 209 Eltern hatte kein Alkoholismus bestanden. In 57 Fällen war die Empfängniß während der Trunkenheit des Vaters erfolgt, in 24 Fällen hatte es sich höchstwahrscheinlich, wenn auch nicht sicher, ebenso verhalten. —

Aus dem Thierleben.

— Del aus Schlangeneiern. Ein eigenthümlicher Erwerbszweig hat sich in dem an Wunderlichkeiten so überreichen Nordamerika in dem Staate Connecticut, besonders in der Umgebung der dort liegenden kleinen Stadt Hamburg, ausgebildet. Hier jagt man nämlich die Klapperschlangen, um aus ihren Eiern ein in der ganzen Union geschätztes Del zu gewinnen. Die Amerikaner gebrauchen dasselbe gegen Rheumatismus und Neuralgien. Eine Unze davon kostet 25—30 Dollars (106—128 Mark). Die Ausrüstung des Klapperschlangen-Jägers ist äußerst einfach. Er trägt eine Art Lanze, an deren Spitze eine geschärfte, gekrümmte Klinge befestigt ist. Hat er eine Klapperschlange aufgespürt, so richtet dieselbe sich zum Angriff in die Höhe, und diesen Augenblick benützt der Jäger, um ihr vermittelst der eben beschriebenen Waffe den Kopf abzutrennen. Alsdann wird der Bauch der Schlange, falls sie trüchtig ist, aufgeschlitzt, die Eier werden herausgenommen und einige Zeit in heißem Wasser gekocht. Auf der Wasseroberfläche fest sich eine ölige Masse ab, die abgeschöpft und in einer Retorte abgedampft wird, um alles Wasser daraus zu entfernen, was etwa noch darin enthalten war. Das durch Muskein filtrirte Del wird in Flaschen versandt. Es hat das Aussehen von Baselin und erzeugt, unverdünnt auf die Haut gebracht, auf derselben eine schmerzhasse Entzündung, daher es auch nur mit anderen milden Oelen vermischt angeordnet wird. Da das Del außerordentlich gesucht ist, so nehmen bei der eifrigen Nachstellung, der sie ausgeht, die Klapperschlangen in dem genannten Staate erstaunlich rasch ab, und die Klapperschlangen-Jäger sind schon jetzt darauf angewiesen, sich zur Ausübung ihres Gewerbes nach lohnenderen Landstrichen der Union umzusehen. („Prometheus“.)

Technisches.

— Eine neue Spinnenmaschine. Aus Nottingham, einem der Mittelpunkte englischer Textilindustrie, wird über eine neue, von dem Spanier Julio de Vargas Machuca aus Alicante erfindene Maschine zur Anfertigung echter Spitzen berichtet, die von der Levers-Maschine prinzipiell ganz verschieden und sehr klein und einfach sein soll. Ein Mann kann vier Maschinen bedienen. Sie stellt alle Arten Spitzen und Spitzenbesatzartikel in Seide, Seinen, Baumwolle, Wolle, Felle (Chenille) von beliebiger Breite und Größe her, die sonst von Frauen auf dem Rißen gemacht werden, ja sogar Gardinen in allen möglichen Farben- und Materialkombinationen, ohne daß dieses Maschinen-Produkt von wirklicher Handarbeit zu unterscheiden wäre; die über den Kostenpunkt dieses Produktes angestellte Berechnung ergibt, daß sich die Preise denjenigen der Imitations-Spitzen gleichstellen. —

Humoristisches.

— Für Bildung und Besitz. Vor einigen Tagen entschloß sich in Seyfrieds, einem Dorfe des politischen Bezirkes Waidhofen a. Th. (Nieder-Oesterreich), ein Herr Fr. Gastingner als Christlich-Sozialer für den Reichsrath zu kandidiren. Der buchstäblich nach dem Manuskript gedruckte Wahlausruf des frommen Schäfchens hat folgenden Wortlaut:

Als Kandidat

am 9. März 1897,

Als Rattolischer Grift

drätte ich für das gemeine Follg sor.

1. Das der Bauer stand ist heidzubage ein Beschwerlicher stand ist das ist genau zu begreifen denn wir legt im Sostell auf das er es nicht mer er dragen kann.
2. Das der Gewerbetreiber nicht mer leisten kann als er leisten tud.
3. Das der Kleinheiffer heittjudage so Gestell ist, wein es nicht So Seinen Eigenen mutte her unnter Sparrt Von der Hittn da son laufen konn.
4. Das die Rattolischen Priister und die Rattolischen Lerer ir Rächt auf den Grift Rattolischen Glauben er halten und ich mith unnen mihl wirken wolle.

Seyfrieds, am 19. Februar 1897.

Franz Gastingner,
Hausbesitzer im Nr. 4 Seyfrieds.“

Vermischtes vom Tage.

- Auch in Berlin besteht, wie uns mitgetheilt wird, ein Laboratorium, in dem photographische Aufnahmen mit X-Strahlen ausgeführt werden. —
- In Gisleben sind in dem durch Hochwasser angeschwollenen Bache drei Schulknaben ertrunken. —
- Völlig ausgebrannt ist in Frankfurt a. M. das große Waarenhaus Bronker. Ein Mann, der vom zweiten Stock des brennenden Hauses herabsprang, verletzte sich schwer. —
- Der Zeitungsmann und Sozialistentödder Schwuchow hat auch in der Pfalz schon ausgespielt. Jetzt will er in Berlin die Liberalen „zusammenschließen“ helfen. —
- Der Pferdehändler Stephan aus Mannheim und sein Kutscher sind bei einer Fahrt im Rheine ertrunken. —
- Die Lehrer in Oberösterreich wollen, soweit sie Organisten sind, streiken, wenn die Pfarrer nicht aufhören, auf der Kanzel über die Reuschule zu schimpfen. —
- ce. Er wehrt sich. In einem französischen Blatte findet sich folgende Annonce: „Herr Zolla, Weinhändler in Nantes, hat die Ehre, seiner Kundschaft mitzutheilen, daß er mit dem berühmtesten Schriftsteller G. Zola in seiner Weise verwandt ist.“ —
- In London hat ein 18-jähriger Kaufmann seinen Wirth, mit dem er in Streit kam, verwundet und sich dann erschossen. Der Verlorbene war der Sohn eines reichen Münchener Lederhändlers. —
- Vom Fahrrad. In London fand vor einigen Tagen eine Trauung statt, zu der die beiden Brautleute, deren Eltern, die Familienmitglieder und die Eingeladenen auf dem Fahrrad kamen. —
- Geyfesserte Kellame für den oder die Fahrradfrühen. —
- ce. Aus Weljussl (Sibirien) wird berichtet: Im verfloffenen Sommer zogen 52 Tungusen mit ihren Rennthieren an die Lena zum Fischfang, der so schlecht ausfiel, daß die gefangenen Fische nicht einmal zur Fröstung des Lebens der Fischer anreichten. Die letzteren waren daher gezwungen, ihre Rennthiere zu schlachten und sich von dem Fleische derselben zu ernähren. Die Thiere waren jedoch wahrscheinlich mit einer ansteckenden Krankheit befallen, und die 52 Tungusen sind bis auf den letzten Mann ausgestorben. —
- Der Hauptort des australischen Nordterritoriums, Palmerston (Hafen Port Darwin) ist von einem Erdbeben, das von einem Orkan begleitet war, gänzlich zerstört worden. —
- Die Pest in Bombay. Die Sterblichkeitsanzahl der letzten sechs Tage zeigen eine deutliche Abnahme der Epidemie gegen die letzten Wochen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 28. Februar.